



Die Floren

geleitet von
Eduard=Engels

Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 7. Wiesbaden, den 14. November 1915. 4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Geisenheim,“ von Hofrat Dr. C. Spielmann. — „Kriegsstrachten,“ von J. M. Merck. — „Strupp,“ Erzählung von P. A. Schettler. — „Hefage,“ von Dr. Joachim von Bülow. — „Der Franzl und der Wille,“ Erzählung von G. Lebach. — „Bilderbogen fürs Haus.“ —

Zum Geleite.

Das ist das unglücklich Wohlthätige an der Natur, daß Seelenwunden wie körperliche heilen, nur mit dem Unterschiede, daß die geheilte Seelenwunde, wenn sie eine unverschuldete war, statt Nachwehen wie die körperliche, vielmehr eine gestärktere, gesteigerte und reinere Seelen-
gesundheit zurückläßt. Adalbert Stifter.

Geisenheim.

Von Dr. C. Spielmann, Wiesbaden.

Etwa drei Viertelstunden oberhalb des weinberühmten Rüdesheim, der heutigen Hauptstadt des Rheingaus, liegt ein anderes Heim: Geisenheim.

Die Heime reihen sich hier so aneinander, daß einem ganz heimisch wird und man gar nicht mehr nach Hause möchte. F. Heyl, der verstorbene Wiesbadener Kurdirektor, hat über diese Heimfahrten ein launiges kleines Poem geschrieben:

„Drei Zecher zechten in Hattenheim:
„Ihr Brüder genug, jetzt ziehen wir heim!“
So sagte der erste. Der zweite sprach: „Heim?“
Wohlan, dann zieh'n wir nach Geisenheim.“
Und als sie zechten in Geisenheim,
Begann der zweite: „Ihr Zecher, kommt heim!“
„Wahrhaftig, wir müssen nach Rüdesheim.“
„Vollendet' der dritte den weinduft'gen Reim.
Und wandernd von einem zu andern Heim,
Sie kamen nach Haus' nicht, doch kamen sie „heim“.“

Geisenheim, eine uralte fränkische Gründung, hat schon 770 bestanden und ist frühester Sitz der Rheingrafen gewesen. Der Rhein macht an dieser Stelle, wo sich die sogenannte Fulder Au — ehemals dem Kloster Johannisberg gehörend — dehnt, eine Einbuchtung, so daß dort die weiteste Stelle des Stromes, 2000 Fuß, entsteht. Einer Rundung gleich dehnt sich in den Strom hinein ein kleiner mit Bäumen bepflanzter Hügel, der Lüggehübel genannt, weil dort sich gern das zungenfertigeren Geschlecht Geisenheims versammeln soll. Vielleicht hat er auch von den bösen Zungen, die so was behaupten, den Namen.

An einem schönen weiten Platze erhebt sich die prächtige gotische Kirche, eine Kathedrale von Burgos im Kleinen, aus rotem Sandstein erbaut und mit den beiden durchgehenden Türmen eine Zierde und ein Wahrzeichen des Städtchens: Geisenheim hat sich nämlich seine Stadtrechte

seit 1354 zu wahren gewußt. Ein schönes Gotteshaus mit dem entsprechenden Vinum-bonum-Geläute hebt die Bedeutung eines Rheingauortes außerordentlich. Und in Geisenheim läuten die Glocken: „Vinum bonum“. Der Erbauer der russischen Kapelle zu Wiesbaden Oberbaurat Hoffmann hat seit 1836 die Kirche erneuert und die Türme nebst dem Portal ausgestattet; 1879—1880 sind die Türme noch einmal erneuert worden. Von diesem großen Platze gelangen wir zu einem kleineren, dem alten Marktplatze, mit dem hübschen Rathause und der mächtigen, hohen, eigentümlichen, gewissermaßen kastadenartig aufgewachsenen Linde, die, wenn sie in Blüte steht, einen besonders prächtigen Anblick gewährt. Unter dieser Linde hat gewiß ehemals Geisenheims eigenes Zentgericht getagt, sind nach altgermanischer Weise unter freiem Himmel die Sprüche gefällt und ist auch der Stab über manchen armen Sünder gebrochen worden. Aber Geisenheim hat des Merkwürdigen und Sehenswerten noch mehr. Eine ganze Reihe altadeliger Geschlechter nahm ihren Sitz hier, und jedes hat durch seine Tätigkeit oder durch sein Burghaus dem Orte historische Bedeutung oder doch eine Besonderheit verliehen. Da bemerken wir das altertümliche Schönborn-Haus mit seinen gezinnten Giebelwänden. Hier wohnte mit Vorliebe der freisinnige und gelehrte Kurfürst-Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der sich selbst gern bescheidenlich den armen Westerwälder Hanslips nannte. Hier entwarf er als Erzkanzler des Heiligen römischen Reichs das Instrumentum pacis, die Grundlage des Westfälischen Friedens, der dem schrecklichen Großen Kriege ein Ende machen sollte. Hier empfing er großmütig den flüchtenden Königssohn Karl Stuart, dem der abenteuerliche Bartholomäus von Holzhausen die Rückkehr nach England verhieß. Hier endlich arbeitete er mit dem größten Vielwissenden Deutschlands mit Leibniz an einer

Vereinigung beider christlicher Kirchen. Also, Wanderer, stehe still vor diesem Hause, bedenke, was man hier zum Wohle Deutschlands gewollt und was man erreicht hat.

„In magnis voluisse sat est“

sagt der Kateiner, d. h.: Es genügt schon, in großen Dingen den festen Willen gehabt zu haben.

Ganz umwuchert von Rebenlaub, zurückgezogen hinter hohe Umfassungsmauern, liegt das Ingelheimische Schloß und nahe bei diesem die Besitzung des Freiherrn von Zwielerlein, ehemals berühmt durch ihre Sammlung von Glasmalereien, berühmt dadurch, daß eine zeitlang in ihr die Rheinische Nachtigall wohnte. Adelheid von Stolterfoth war es, die diesen Namen verdiente, deren Mund überströmte von den schönsten Liedern, die ihr ganzes dichterrisches Empfinden ausgoß über die herrliche Landschaft, welche sie als Adoptivkind an ihr Herz gedrückt hatte. Denn diese Sängerin des Rheines und seiner Schönheiten war keine Rheinländerin, sie war geboren 1800 zu Eisenach in Thüringen als Abkömmling einer norddeutschen Patrizierfamilie. Aber kein kühles norddeutsches Blut durchströmte sie; standen doch an ihrer Wiege die Wartburgsängerknaben. Mit ihrem alternden Oheim, dem Freiherrn Hans von Zwielerlein, 1844 vermählt, mußte sie, als nicht vollblütig, 1850 das Schloßchen zu Geisenheim verlassen, lebte zu Bingen, Elfeld, Frankfurt und Wiesbaden und starb in letzterer Stadt als greise Dame 1875 in fast dürftigen Verhältnissen. Eine blendende, janonische Erscheinung, war sie auch von herzgewinnender Freundlichkeit und eine Wohltäterin der Armen, freigebig bis zur eigenen Schädigung, die sie aber nicht achtete. Ihrer Werke in literarischer Beziehung sind viele, davon seien der „Rheinische Sagenkreis“ (von Kethel illustriert), das „Rheinische Album“ (mit 30 Stahlstichen), die epische Dichtung „Burg Stolzenfels“, und vor allem die „Rheinischen Lieder und Sagen“, die eine ganze Reihe von Auflagen erlebten, hier erwähnt. Der Rhein blieb ihrer Muse Schöpfung.

„Ich weiß nicht vieles andre;
’s ist so mein wilder Schlag.
Ich sing ihn, wenn ich wandre
Und wandre Tag für Tag.“

Adelheid von Stolterfoth, die immer unter ihrem Mädchennamen schrieb, war eine hochbegabte Frau, gleich einer Annette von Droste und Marie Janitschek. Sie war mehr für das Epische und Tragische geschaffen, wie sie ja auch die historische Ballade besonders gern pflegte.

Eine neue Schöpfung sind das Schloßchen Monrepos und die in weiten Kreisen bekannten Gartenanlagen des Generalkonsuls Eduard von Lade. Auf die Verwendung dieses für Kulturverbesserung immer rege tätigen Mannes wurde auch 1872 zu Geisenheim eine königliche Lehranstalt für Obst und Weinbau errichtet. Die Saat, die in dieser Anstalt an der rheinischen Riviera, angesichts der gesegneten Umgebung, des heiteren Himmels und des deutschen Stromes ausgesät wird, sie wird bestimmt ihre Früchte zeitigen in allen Gauen des deutschen Vaterlandes, Monrepos ist ihr nun angegliedert.

Sagenreich ist Geisenheim nicht. Nur von der kleinen Sankt Antoniuskapelle, eigentlich mehr Heiligenhäuschen, meldet uns die Sage folgendes: Ein Jäger war unter den das Heiligtum umgebenden Eichen zur Raft eingekehrt und spottete der leichtgläubigen Menge, die diesem Orte ihre Verehrung bezeugte. Plötzlich erhob sich ein mächtiges Unwetter und zwang den Spötter, unter der größten Eiche Schutz zu suchen; denn in das Kapellchen wollte er nicht flüchten. Da nun aber das Wetter ärger und ärger wurde, ergriff ihn zuletzt die Seelenangst und er begab sich dennoch hinein.

„Sankt Antoni, starker Retter,
Ruft er stammelnd, Schirm und Trost,
Schütze mich vor diesem Wetter,
Das so greulich mich umtoßt!
Drei gewalt’ge Donnerschläge
Folgen einem Feuermeer,
Gleich als brauste durchs Gehäge,
Wutentbrannt das wilde Heer.“

Und die Eiche liegt zertrümmert
Vor ihm bis auf Mark und Kern,
Doch das Heil’genhäuschen schimmert
Durch das Dunkel wie ein Stern.
Was der Weidmann da empfunden,
Saget uns die Kunde nicht;
Doch sein Lächeln war entschwunden
Von dem bleichen Angesicht.“

Die Sage hat einen tiefen ethischen Gehalt: Man soll die Religionsgebräuche auch Andersgläubiger nicht verspotten.

Rings um Geisenheim blühen die Reben, besonders auf dem Roten Berg, der Geisenheims beste Marke liefert. Den Namen hat der Berg von der rötlichen Farbe, die der Conschieferboden hier zeigt. Es ist nun für den Wein mit dem Boden eine eigene Sache. Die Bodenarten, in denen die Rebe gedeiht, sind besonders von zweierlei Art. Die eine bilden die Serizit-Schiefer, gelb-weißlich, rötlich, rot und violett (Raenthal, Gräfenberg, Steinberg, Johannisberg, Roter Berg, Rüdesheim); sie verwittern leicht und enthalten viel Kali. Die andere ist der tertiäre Syrenmergel (Erbach, Markobrunnen, Hattenheim, Hallgarten namentlich). Unter diesen beiden Hauptbodenarten, die besonders edle Gewächse gedeihen lassen, gibt es wieder feine Unterschiede, die zugleich auf die Unterschiede der einzelnen Weine aus verschiedenen Lagen derselben Gemarke Einfluß üben oder Ursache davon sind. Neben diesen Bodenarten finden sich andere in großer Mannigfaltigkeit vor: Kehm- und Sandboden, Ketten, oder Ketten mit Kies und Kehm vermischt, also Schwemmboden. Durch Anschwemmung des Stromes, oder Verwitterung, oder durch beide zugleich gebildet, worin die Reben gleichfalls gut gedeihen. Man hat im allgemeinen die Beobachtung gemacht, daß der Schieferboden bei Steilhängen die besseren, buchstäblich reicheren Weine liefert, während der Schwemmboden die reichlicher tragenden Durchschnittsweine abgibt.

Selbstverständlich läßt es der vermögende Winzer auch der kleine, so viel er kann, nicht daran fehlen, Bodenverbesserungen herbeizuführen. Die Vinokulturchemie hilft ihm dabei mit Rat und Tat bestens zur Hand. Außerdem wird von ihm der stärkere Einfluß der Sonnenstrahlen gefördert durch die sogenannte Lagenkorrektur, wozu Aufschüttungen von Schutzmauern und Anlegung von Terrassen gehören. Endlich werden die bei Unwettern gern vorkommenden Bodenverschwemmungen und -wegschwemmungen durch Anbringung von Abflußrinnen möglichst vermindert.



Kriegstrachten u. Kriegsschmuck

Von J. M. Merck.

Die neue Verordnung bezüglich der geänderten Formen im deutschen Heere gibt wieder Gelegenheit dazu nachzudenken, wie und aus welchem Grunde überhaupt militärische Trachten entstanden sind und sich überall auf der Erde eingebürgert haben.

Man darf nun als gewiß annehmen, daß der ursprüngliche Zweck einer Kriegstracht der war, dem Soldaten Schrecken einzulösen. Dieser Ursprung ist bei den Nationen noch heute deutlich nachzuweisen: die Tatuierungen und Bemalungen des Körpers, sie sind das kriegerische Gewand, in das sich der Naturmensch kleidet, und mit diesen Merkmalen will er sich als furchtbarer Streiter zeigen. Gleichzeitig auch seinen Rang im Kreise seiner mitstreitenden Stammesgenossen bekanntgeben. Muscheln, Federn, Schmuck werden bei den einzelnen Völkern noch zur Ergänzung dieser Kriegermerkmale herangezogen.

Mit fortschreitender Zivilisation haben die soldatischen Abzeichen natürlich eine andere Gestalt angenommen: Vorläufer der Uniformen entstanden, denn es handelte darum, größere Massen von Streitern in möglichst einheitlicher Weise zu bewaffnen und, damit sie im Gebrauch der Waffen auch möglichst wenig gehindert werden,

gleicher Weise zu bekleiden. Die alten Völker hatten daher schon für ihre Truppen bestimmte Uniformen, und die Rangabzeichen ließen die Befehlshaber kleinerer und größerer Truppenabteilungen deutlich erkennen.

Des Weiteren kam dann später hinzu, daß auch das Land und der Herrscher, in deren Diensten die Soldaten kämpften, am Gewande des Soldaten erkennbar seien. So vervollständigte sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr das Bild der Uniform, wie sie wohl in der modernen Ausgestaltung den Höhepunkt erreicht haben dürfte.

Diese Ausgestaltung ließ auch den ursprünglichen Zweck, beim Feinde Schrecken zu erregen, gänzlich fallen. Im Gegenteil; die neueste Art der Uniformierung, also der Kriegertracht, beabsichtigt, dem Feinde so viel wie möglich unsichtbar zu bleiben, und aus diesem Grunde wurde eine Erfahrung aus dem Tierreich herangezogen: durch Anpassung an der Umgebung der feindlichen Aufmerksamkeit und dadurch seinem Angriff zu entgehen. Man nennt diesen Vorgang, der in der Insektenart „das wandelnde Blatt“ eines der interessantesten Beispiele hat, „Mimikry“. Die feld- und hechtgraue Farbe der modernen Kriegsuniform ist die Anwendung der Mimikry auf den Krieger und das neuzeitliche Kriegswesen.

In dem Augenblick, in dem man auf die schreckenerregende Wirkung der Kriegertracht zu verzichten anfangt, trat ein anderer Wunsch immer lebhafter zutage: der des kriegerischen Schmuckes. Auch dieser Gedanke ist uralte: wenn die Naturvölker durch schreiende Farben, wenn unsere Völkern durch Aufsetzen von Tierhörnern Schreck erregen wollten, so haben sie doch gleichzeitig den Gedanken dabei gehabt, die äußere Erscheinung nicht nur fürchterlich, sondern zugleich auch durch Pracht gebieterisch erscheinen zu lassen. So gingen diese beiden Zwecke ursprünglich immer nebeneinander, wie dies noch heute bei den Naturvölkern der Fall ist. Bei den zivilisatorisch fortschreitenden Völkern trat aber die Absicht der furchteinflößenden Wirkung immer mehr vor der Schmuckabsicht zurück, bis sich die Kriegertracht fast gänzlich diesem Gedanken unterwarf und als einziges Schreckmittel nur mehr die Waffe beibehielt.

An der Geschichte und den Abbildungen der Uniformen läßt sich in der Regel feststellen, daß — wenigstens soweit monarchische Staaten in Betracht kommen — der Glanz des Krieger Schmuckes zumeist in umgekehrtem Verhältnis zu der Macht des Kriegers steht. Es ist ein bedeutungsvolles Zeichen für die große Macht des deutschen Reiches, wenn sie jetzt auf dem begonnenen Wege, die Farbenpracht und äußere Pracht der Uniformen zu vereinfachen vorwärtsschreitet und immer mehr ruhigen Abtönungen im Gegensatz zu früherer Buntheit den Vorzug gibt.

Je mehr sich der Gedanke des Volksheroes Geltung verschafft, desto weniger Wert wird auf prunkvollen und glänzenden Schmuck der Kriegertracht gelegt. Aus diesem Grunde haben die Staaten mit einer bis zur äußersten Konsequenz durchgeführten Militärpflicht auch die einfachsten Uniformen, während in Ländern, in denen dieser Gedanke noch weniger Wurzel gefaßt hat, die Krieger als eine besondere Klasse mit ganz besonderen schmückenden Zeichen und Abzeichen versehen werden. Das läßt sich besonders auch bei unserem schlimmsten Gegner, bei England, feststellen. England, das kein Volks-, sondern ein Heer im Frieden auf die erforderliche Stärke zu bringen und darin zu erhalten. Eines der wirksamsten dieser Mittel ist die prunkvolle, in leuchtenden Farben, goldenen Zierrufen und Verschnürungen strahlende Friedensuniform, die in Umzügen den englischen jungen Männern immer wieder vor Augen geführt wird, um zum Eintritt in die Kriegsdienste zu verleiten. Der Erfolg bleibt aber doch hinter den Erwartungen zurück; es sind nicht allzu viele, die sich gerade im Kriege verhält sich dies natürlich anders. Die besseren Klassen, die sich dem Lande zur Verfügung stellten, taten es aus Patriotismus. Andere wieder ließen sich durch die Aussicht auf die versprochenen Annehmlichkeiten und die Aussicht gestellte Versorgung der Familie anwerben.

Die wenigen Eitlen, die nur der Uniform wegen der Armee beitraten, geben auch nicht die besten Soldaten.

Frankreich, das ja auch ein Volksheroe besitzt, folgt seinem lebhaften und das Schreiende, Auffällige liebende Temperament, wenn es bei seinen Soldaten die bekannten knallroten Hosen beibehielt. Aber auch dieses Land kommt schließlich zur Erkenntnis, daß solche wilde Farben nicht mehr in die Zeit passen.

Nicht die Uniform macht den Soldaten, sondern der Soldat ist es, der dem Kleide den Respekt verschaffen muß. Alle äußere Pracht ist nichts, wenn unter dem bunten Rock ein falsches und verzagtes Herz pocht. Auch darin wird das Deutsche Reich immerdar ein Vorbild geben: daß unter einfachen grauen Röcken die edlen Herzen tapferster Krieger schlagen.



Strupp.

Erzählung von Paul Alexander Schettler.

Mit Strupp war eine Veränderung vor sich gegangen. Seitdem man ihm seinen Herrn weggeholt, seitdem der Krieg ihm den Freund und Gebieter entführt hatte, war aus dem tollern, ausgelassenen Strupp ein stiller Melancholiker geworden. Ein Fremder hätte ihn nicht wiedererkannt. Noch an dem Morgen, als sein Herr ihn zum letzten Male streichelte und das Fell klopfte und ihm in die treuen Augen sah, sprang Strupp wild und freudig an seinem Freunde empor, so daß sich Leutnant Hänel die neue Feldgraue noch einmal gründlichbürsten lassen mußte. Aber das tat ja nichts, zwei alte Freunde wie Strupp und er nahmen einander nichts übel.

Und es wurde auch dem Herrn Leutnant nicht leicht, den vierbeinigen Freund zu verlassen.

Der eine läßt die Braut, der andere Frau und Kinder, der dritte die Eltern zurück, er, ein Junggeselle, hatte im Grunde kaum einen anderen Freund als diesen zottigen Schäferhund, den er einem alten Faktotum zur Pflege überließ, solange er draußen im Felde bleiben mußte. So wurde auch ihm der Abschied nicht leicht. „Wer weiß, wann wir uns wiedersehen, Strupp, was?“

Das waren die kurzen Abschiedsworte. Und dann war der Leutnant gegangen und nicht wiedergekehrt.

Ja, er war nicht wiedergekehrt. Das war's, was Strupp nicht fassen konnte. Oft ging sein Herr auch früher ohne ihn aus und der alte Joachim blieb mit ihm im Hause. Das war traurig, aber doch immer nur auf kurze Zeit. Immer kehrte der Herr ja zurück. Und schweißwedelnd und bellend empfing ihn Strupp, schon wenn er unten im Hausflur den bekannten energischen Schritt vernahm.

Und jetzt? Wo blieb er nur, der gute Herr und Freund? Strupp wartete und wartete vergebens auf die Heimkehr seines Gebieters. Immer unruhiger, immer quälender empfand sein Gemüt die Trennung von dem Menschen, der ihm Freund, Wohltäter und Herr, alles war. Die letzte Zeit war er unaufhörlich zur Tür gegangen, hatte auch an der Türspalte geschnüffelt und gelauscht, wohl auch am Türpfosten gekratzt, bis ihm der alte Joachim dies untersagt hatte. Dann war er unruhig in der Stube auf und ab gelaufen, war bellend an Joachim hochgesprungen, der aber diese Fragen auf seine Weise als Belästigungen auffaßte und abwies. Schlimm war es des Nachts. Strupp war gewohnt, auf einer Matte vor dem Bett seines Herrn zu schlafen. Als dieser nun gar nicht wiedergekehren wollte, begann Strupp zu heulen und zu winseln, bis Joachim mit der Peitsche ihm auch das vertrieb. Von da an war Strupp still und niedergedrückt. Stumm lag er in seiner Ecke und sah mit glanzlosen Augen vor sich hin. Er fraß wenig und das nur mit Unlust. Sein Aussehen wurde zusehends schlechter, er magerte ab und schließlich bedrückte umher.

Dem Joachim, dem der Hund anvertraut war, machte diese Veränderung Strupps nicht wenig Sorge. Er wußte

wohl, was dieser „Köter“ seinem Herrn wert war, und er konnte es sich nicht erklären, daß das gute Fressen, das er dem Tier vorsetzte, keinen Beifall fand. Schließlich entschloß er sich, einen Tierarzt zu Räte zu ziehen.

Der Tierarzt kam, schüttelte den Kopf, verschrieb eine Medizin und meinte, Joachim möge mit dem Hund am nächsten Tage zu ihm kommen, er könne das Tier dann einer gründlicheren Untersuchung unterziehen. Joachim war gewiß kein Kenner der Hundeseele, sonst hätte er Strupp an der Leine zum Doktor geführt. Allein er glaubte, das kranke Tier werde ihm folgsam sein. In dem Augenblick, als sich Strupp das Haustor öffnete, war er auch schon auf Nimmerwiedersehen dem alten Diener entwischt, dessen Rufen, Pfeifen und Fluchen den Ausreißer nicht zurückholen konnten.

*

Seit Wochen stand Leutnant Hänel im Felde. Kämpfe in Belgien und Frankreich hatte er mitgemacht, und wenn ihm auch nicht die Strapazen des Krieges erspart geblieben waren, so hatte er sich doch noch immer durchgeschlagen, ohne daß er mit Kugeln und Granaten persönliche Bekanntschaft gemacht hätte.

Er mußte selbst oft verwundert den Kopf schütteln darüber, daß er im dicksten Bleihagel unverwundet geblieben war, während ihm zur Seite mancher Kamerad im Feuer blieb. Es setzte sich in ihm so etwas wie das zuversichtliche Bewußtsein fest, kugelfest zu sein, und das gab ihm doppelte Unererschrockenheit und Sicherheit. Auch als er sich am Stellungskampf, der sich von Schützengraben zu Schützengraben abspielte, beteiligte, wo es oft hart auf hart ging, und jeder Fußbreit Landes erkämpft werden mußte, wo mit dem Bajonett Mann gegen Mann gerungen wurde, verschonte ihn ein gnädiges Geschick.

Nun waren Truppenverschiebungen eingetreten und das Schicksal verschlug den Truppenteil, dem Leutnant Hänel zugeteilt war, nach dem Osten. Hier sah er sich neuen Aufgaben gegenüber, die ihn mit großen Erwartungen und Tatendurst erfüllten. Die großen Schlachten, die hier gekämpft würden, würden neue gewaltige Erlebnisse mit sich bringen. Das Herz des begeisterten Soldaten schlug höher, als es hieß, den Stellungskampf mit der offenen Feldschlacht zu vertauschen. Freilich, er sollte von dem Neuen, das ihn hier erwartete, nicht allzuviel kennen lernen. Gleich nach dem ersten achtstündigen Marsch im harten, brüchigen Schnee bei schneidendem Frost über zum Teil unwegsamen Pfaden stieß man auf feindliche Abteilungen.

Hier war es, wo Hänel sein allzuschneidendes Vorgehen büßen sollte; während der Erstürmung der feindlichen Stellungen sank er plötzlich nach vorn über in den Schnee, während die Kameraden ihm zur Seite — nicht achtend seines Falles — vorwärts stürmten.

Es war Nacht, als Hänel aus seiner tiefen Betäubung erwachte. Zitternd vor Kälte lag er im Schnee, der rot gefärbt war von seiner Kopfwunde, deren dumpfen Schmerz er erst jetzt zu fühlen begann. Er versuchte, sich aufzurichten, doch zog ihn die bleierne Mattigkeit in seinen Gliedern zu Boden. Er sah um sich. Kalt und steinern blickte der Mond auf das marmorweiße, schneebedeckte Feld, das von schwarzem Gestrüpp hier und da bestanden war.

Wo waren die Kameraden? Wo war er überhaupt? Allmählich entsann er sich nur des Gesehtes, in dem er, der Kugelfeste, die erste Verwundung erhalten. Er mußte schon Stunden hier gelegen haben, bewußtlos, unaufgefunden. Hatte man ihn vergessen? Nirgends war ein Mensch, nirgends eine menschliche Ansiedelung zu entdecken. Und während dem halb Betäubten die Zähne vor Frost klapperten, stieg es in ihm siedend heiß empor: „Sie haben dich nicht gefunden; du bist verloren, gib dich auf.“

Noch einmal versuchte er, die völlig erstarrten Glieder zu heben. Vergeblich, er sank kraftlos in sich zusammen. Es war also zu Ende. Und während er lag, müde im Lager aus Schnee, schon fast ohne Gefühl für die erstarrende Kälte, die ihn umgab, tauchte plötzlich ein lang vergessenes Bild vor seinem Geiste auf: Strupp, seinen treuen Strupp sah er, ihn, den er vor Monaten verlassen hatte. Wie es

ihm wohl ergehen würde? Ob er sich wohl noch seines Herrn erinnerte? Und er sah sich wieder, wie einst, auf dem Spaziergange mit seinem vierbeinigen Freunde. Dann bellend sprang ihm der Hund voran. „Strupp“, rief er drohend und piffte den bekannten Lockruf. Augenblicklich kehrte das Tier zu ihm zurück und schmiegte sich schwach wedelnd an ihn. Dann strich er dem Hund liebevoll über das dicke Fell. „So ist's recht, alter Freund, hier geblieben, — nein, nicht leßen. Strupp, was fällt dir ein.“ Hänel suchte mit der Hand der Liebkosung zu wehren, dabei schlug er das Auge auf. . . war das Traum — war das Wirklichkeit — — er hielt in der Hand ein struppiges Fell und fühlte über seinem Gesicht den warmen Atem und das hastige Keuchen eines Hundes. Gleichzeitig klang wie aus der ferne traumhaft das Geräusch von Menschenstimmen an sein Ohr. „Strupp“ lächelte er, und dann versank alles um ihn in ein Nichts. . .

Und er sollte wieder die Augen aufschlagen. Nicht auf Schnee, sondern auf dem schneeweißen Kissen eines Lazarettlagers gebettet, fand er sich wieder. Sein Kopf trug zwar einen Verband, aber sein Körper fühlte köstlich Behagen, und indem er sich streckte, fühlten seine Hände am Bettrand ein krauses, zottiges Fell. Strupp? In maßlosem Erstaunen sah er jetzt den Kopf seines Hundes neben sich auftauchen. Zwei Vorderpfoten legten sich auf das Deckbett, und die Zunge des Hundes belebte stürmisch die Hand.

„Strupp, wie kommst du hierher? Mein Strupp!“ Die Antwort gab eine schlanke Frauengestalt in Schwesterntracht, die dem Hunde sanft die Zudringlichkeit zu wehren suchte.

„Dieser Hund hat Sie gerettet, Herr Leutnant. Seit Wochen befindet er sich bei dem Sanitätshundekorps. Als man Sie vermißte hat sein Spürsinn allein Sie ausfindig gemacht. Kennen Sie übrigens den Hund?“

„Kennen!“ lachte Hänel, „das soll ich wohl, mein Hund ist's, mein alter Strupp, mein lieber Strupp!“

„Dann verstehe ich auch“, sagte die Schwester, „halb er weder mit List noch Gewalt zu bewegen war, Ihrem Bett zu weichen. . . ruhig, ruhig, nicht so stürmisch schalt sie das Tier, das bellend am Bett hochzuspringen suchte, dein Herr braucht Ruhe!“

„Lassen Sie ihn“, sagte Leutnant Hänel, „lassen Sie ihn, mein Freund und Lebensretter darf sich schon herausnehmen, nicht Strupp?“

Und er nahm den Kopf des Hundes in beide Hände und sah ihm lange ernst und schweigend in die großen glänzenden Hundeaugen.



Besuche.

Von Dr. J. von Bülow.

Es gibt Besuche, die nachher wieder weggehen, daß einer der beiden Teile weiß, weshalb sie überflüssig kamen. Immerhin besitzen sie doch diesen letzten Rest eines allmählich abhanden kommenden Schamgefühls, unterscheiden sich dadurch angenehm von den sogenannten Wohnbesuchen.

Diese sind wie die guten Ideen. Sie sitzen schon beim ersten Frühstück neben uns, sie gehen mit uns in unser Studierzimmer und verlassen uns erst beim Schlafengehen. Man kann sie nicht gebrauchen, und sie kosten nichts.

Ein Wohnbesuch hat immer Zeit. Er hat Ferien, er ist anspruchsvoll, so nennt er es sogar Urlaub, um eine Last von Mühen vorzutauschen, die ihn in unangenehme Augen heben soll.

Darum verachtet er jeden, der nicht gerade eine kleine Summe im Geldverdienen macht. Meist ist er sogar mit uns wandt, und man kann ihm Grobheiten sagen, ohne daß es offen übel nimmt. Hinterher schimpft er so sehr auf sich, daß er sich unfehlbar auf den Platz, den ich seit Jahren einzunehmen gewöhnt bin, und mahnt dann, wenn

schüchtern darauf hinweise, ich solle kein Gewohnheitstier sein. Greife ich früh nach meiner Zeitung, weil es der einzige Moment ist, wo ich dazu Zeit habe, entwindet er sie mir milde, da er sich auf das Plaudern mit mir gefreut habe.

Nachher tut er, wie wenn er meine Arbeit achte. Er geht auf laut knarrenden Zehenspitzen im Zimmer umher, späbert in allen Ecken, nimmt sich ein Buch aus der Bibliothek, von dem er vorwurfsvoll den Staub abbläst, so daß ich nach von Glück sagen kann, daß er nicht „Schwein“ mit dem Finger auf die Tischplatte schreibt, wirft einen Stoß Manuskripte vom Stuhl, wo sie allerdings nichts zu suchen hatten, und schnaubt sich schließlich solange donnernd die Nase, bis ich höflich frage, ob er den Schnupfen habe. Das bei er nur gewollt. „Da du dich doch einmal unterbrochen hast“, hebt er an und erzählt mir eine entsetzlich langweilige Geschichte aus unserer Jugend, die ich längst kenne. Dann entdeckt er das Telephon und ist für die nächste halbe Stunde beschäftigt, denke ich wenigstens. Aber er kann nicht telefonieren. Bei ihm in Polnisch-Ziesenis haben sie ein anderes System. Er zeichnet es mir auf, indem er meinen Terminkalender benutzt. Also muß ich ihm helfen. Nachher will er es allein versuchen. „Bitte, laß dich doch nicht stören.“ Es gelingt ihm natürlich nicht, und er fängt an, das Amt zu beschimpfen, so daß ich mich entschuldigen muß, um nicht wegen Beleidigung abgeknippt zu werden.

„Du rauchst immer noch nicht?“ meint er bedauernd und fängt an, meine Stube vollzuqualmen. Ich puste und reize das Fenster auf, aber es zieht ihm, und ich beginne zu verstehen, wie einem Schinken zumute ist, den man räuchern will.

Schließlich verlangt er von mir einen Führer durch Berlin, den ich natürlich nicht habe, denn was soll ich damit? — Versucht mich zum Besuch einiger Museen zu bewegen, und als ihm das mißlingt, bestellt er mich zu einer mir gänzlich unpassenden Stunde in ein teures Weinlokal, wo ich selbstredend für ihn zahlen darf.

Dafür hat er abends eine Einladung bei alten Freunden angenommen, wo er mich „so recht gemütlich“ mitnehmen will. Ich kenne die Berliner Gemütlichkeit, aber da seine Einladung auf Butterbrot und eine kleine Bowle lautet, gehe ich wirklich darauf herein. Denn aus der kleinen Bowle entwickelt sich ein Riesentopf mit Pfirsichen, und aus dem Butterbrot ein Diner von zehn Gängen, während man vergeblich auf das heißersehnte Butterbrot lauert, das Gegenstand wirklicher Labung wäre, da man noch an den Folgen winterlicher Tischgenüsse laboriert.

Es pflegt allerdings zu erscheinen, nachdem man sich um zwei Uhr nachts mit den bis dahin gänzlich unbekannten Freunden in traulichem Beisammensein ergötzt hat, und liegt nachher, wenn man wütend und glücklich seine heimischen Penaten wiedergefunden hat, wie ein Stein im Magen, und schreckhafte Träume peinigen den Gemüther.

Die Unterhaltung bei solchen häuslichen Festen ist von besonderer Art. Da ist natürlich zuerst das entsetzliche Thema, die vergangene oder kommende Sommerfrische. Zum allgemeinen Unglück trägt es bei, daß augenblicklich die Sommerausstellungen geöffnet und Gespräche über Bilder ein wenig zu vermeiden sind. Dann wendet sich die Nachbarin zu dem in keiner Gesellschaft Berlins fehlenden Maler und sagt süßlächelnd: „Ach, ich habe Böcklin so gern, er ist so reizend modern!“

Aber auch die anderen Künste müssen leiden, denn unter dem Einfluß der Bowle entwickelt sich eine fangesam Heiterkeit, und vom Jüngling bis zum Greis am Stammtisch, vom Backfisch bis zum Urgroßmütterchen, weiß jedermann ein der Stimmung angepaßtes Lied vorzutragen. Ein Korpsstudent tritt auf einem Pianola herum, und erregt die Jungfrauen rennen mit den Gläsern aneinander und schenken sich als Rheintöchter.

Die Musik hat bekanntlich verschiedene Verehrer, dem ist sie Vorfreude, nämlich auf den Moment, wo sie beginnt, dem anderen Gedächtnisprobe. Diese erkennen

unfehlbar in einem Vorspiel zum Schubertschen „Erlkönig“ den Beginn einer Wagneroper, und für sie ist das Potpourri der Inbegriff aller Genüsse. Auch gibt es Musikfreunde, die die Musik nicht leiden können, weil andere sie machen.

Später wird es dann feierlich. Wenn erst die „Eorelei“ gefunden ist, entdecken sich die Redner. In schwungvollen Worten sprechen sie zu dem entsetzten Publikum von allen abwesenden, mehr oder weniger geliebten Verwandten des Wirtes, die sie nacheinander hochleben lassen.

Endlich kann man nach Hause gehen, tut seinen Spruch vom reizenden Abend und berechnet, daß man mit Trinkgeld und den Ausgaben für die Droschke sich daheim einen besseren Genuß verschafft und von 10 Uhr an ruhevoll geschlafen haben würde.

Der Wohnbesuch aber war begeistert. Er fand es sehr großstädtisch und kam sich schneidig vor, weil er einer Dame Tanzstundenkomplimente gemacht und ihr beim Abschied die Hand über dem Handschuh geküßt hatte.

Wenn man verheiratet ist, erlebt man unweigerlich den Wohnbesuch von Kindern und kann über diese und ihre Erziehung die tiefgründigsten Beobachtungen machen. Moderne Eltern sind eine ganz besondere Sorte. Sie verfolgen bei der Aufzucht ihrer Sprößlinge ein eigenes Prinzip. Waren früher die Eltern die Hauptsache, so sind's heute die Kinder. Diese haben eine Individualität, die bereits vom dritten Tage mit väterlichem Scharfblick festgestellt werden kann und eine eigene Behandlung erfordert. Hat der Papa zu viel Haue bekommen, bekommt der Sohn sicher zu wenig. Sein Stolz soll nicht schon in der Wiege durch menschenunwürdige Behandlung unterdrückt werden. Er soll zum Helden heranwachsen, wozu er die ausgesprochene Neigung beweist, indem er seine Emma prügelt, alle zerbrechlichen Gegenstände im Umkreis von 10 Meter von den Tischen schleudert und solange brüllt, bis er seinen Willen hat.

Kinder wissen genau, daß sie durch Unausstehlichkeit mehr erreichen als durch Lieblichkeit und verstehen es vorzüglich, Erwachsene so eingehend zu langweilen, daß diese aus Verzweiflung und Nervosität schließlich nachgeben. Neulich besuchte uns eine Freundin meiner Frau mit ihren Kindern. Ich hatte das Gefühl, es wären etwa sieben und alle gleich alt, aber im Grunde waren es nur zwei. Zuerst fand die Begrüßung statt. Wenn Frauen sich lange Zeit nicht gesehen haben, pflegt diese recht ausgiebig zu sein. Es war genau wie im Theater und für mich ungemein rührend. Sie küßten sich, schoben sich von sich, maßten sich mit Augen, zogen aneinander und fielen sich um die Hälse.

Nachher kamen die Kinder an die Reihe und wurden belutscht; sie trugen es mit stiller Verachtung, aber als ich mich von dem allgemeinen Strom von Liebe zurückhielt, nahmen sie es übel.

Nachdem unser Besuch fünf Minuten da war, traten die Kleinen wie ein Mann an und erklärten mir: „Wir langweilen uns so.“ Ich fand es auch nicht zwerchfellererschütternd, aber ich durfte es doch nicht sagen. So ging ich hin und suchte, womit ich sie amüsieren konnte, denn die Frauen probierten gerade ihre gegenseitigen Hülfe auf und hatten natürlich für diese Welt kein Interesse. Ich bot den Kleinen nacheinander Andrees Handatlas, den Papierkorb, meine Hanteln an, erlaubte ihnen, einen Trompeter von Säckingen aus Gips zu zerbrechen, den wir zur Hochzeit bekommen hatten und der, wie alle Scheußfäler, der Hand des Dienstmädchens entgangen war.

Aber sie waren blasiert. Endlich taten sie sich selbst um und entdeckten meine Schreibmaschine. Ich erwog, ob ich sie auf die sokratische oder pestalozzische Methode von dem Gebrauch dieses Wertgegenstandes abhalten sollte, als sie bereits durch ein paar kräftige Faustschläge die Typen durcheinander geleilt hatten und befriedigt zum nächsten Gegenstand schritten. Die Briefswage flog zerbeult vom Tische, die Tinte floss über den letzten Roman. Gern hätte ich jetzt ihren Stolz durch ein paar kräftige Klapsse gebrochen, aber ich fürchtete mich offen gestanden vor den Folgen. Die Seele eines heranreisenden Helden zu kniden, ist mißlich.

die Mutter war eine streitbare Frau, und gestern stand erst in der Zeitung, daß einer, der einen ihm nicht gehörigen Jungen vertobt hatte, dafür an Ehre und Gut bestraft worden war. Immerhin hätte hier Notwehr vorgelegen, doch ich habe Respekt vor Gerichtsverhandlungen mit Dolus eventualis und Putativvergehen. So wartete ich in der Hoffnung, daß mich die Umstände rächen würden. Und sie taten es. Karlchen fand die Kopierpresse. Mit seinen dicken Pfoten begann er daran zu schrauben, und im nächsten Moment sah Paulchen in der Falle und erhob ein ohrenzerreißendes Gebrüll, wodurch gottlob die Mutter herbeigelockt wurde.

Anstatt nun ihre Früchte ein wenig zu verwackeln, bewarf sie mich mit Ausdrücken, nannte mich einen bösen Onkel, nicht einmal zwei Minuten könne man Kinder mit einem Mann allein lassen (eine Stunde hatten sie wenigstens anprobiert); dann, statt die Falle aufzuschrauben, riß sie an dem Jungen und drehte schließlich noch fester zu.

Endlich gab sie es auf. „Wollen Sie mir nicht vielleicht helfen?“ sagte sie giftig zu mir. Also war ich doch zu etwas gut. „Wenn Sie, meine Gnädigste“, sprach ich gemächlich, während der Balg schrie wie ein Schwein, das gewaschen werden soll, „Ihre Gilt zu Helden erziehen wollen, so dürfte keine Gelegenheit unbenutzt gelassen werden, wo sie sich ein wenig an das Erdulden von Schmerzen gewöhnen mögen. Die alten Spartaner ließen bekanntlich. . .“

Aber weiter kam ich nicht, denn sie hatte inzwischen den richtigen Drehweg und den Jungen losgemacht. Mir flog ein „Barbar“ in die Zähne, die Tür hinter ihnen zu und ein Bild von der Wand.

Dann kam meine Frau herein und löste sich in Tränen auf, ich hätte ihre teuerste Freundin beleidigt, und sie wollte abreisen, ich müsse sie um Verzeihung bitten, und Paulchen hätte wirklich einen roten Streifen am Händchen usw. usw.

Es half nichts, daß ich ihr erklärte, der Junge wäre mir noch viel teurer, indem ich berechnete, was die Maschine und die Wage auszubessern und der Roman neu abzuschreiben kostete, — ich mußte nach Canossa. Schließlich blieb die milde und verzeihliche Seele auch da, denn sie hatte in Berlin Besorgungen zu machen, und ein Hotel war ihr die Sache nicht wert.

Aber ich war geliefert. Da ich nicht auf dem Standpunkt stehe, für meine Wohnbesuche die beste Stube zu reservieren und selbst in der Speisekammer zu schlafen, so war unsere Gaststube ein wenig eng. Karlchen merkte es sofort. „Unsere Stube zu Haus ist viel größer“, erklärte er, und da die Mutter nichts tat, um den Knaben zu widerlegen, holte ich den Hausmeister, und wir arbeiteten im Schweiß unserer Angesichter drei Stunden daran, den Salon in ein Nachtlager von Granada umzuwandeln.

Inzwischen war das Essen bereit. Ich bin ein guter Wirt und freue mich, wenn es meinen Gästen schmeckt. Bei Karlchen und Paulchen hatte ich kein Glück. „Zu Hause bekomme ich immer Kompott zu Mittag“, erklärte der erstere beleidigt. „Zu Hause trinkt Mutti immer Wein“, bemerkte Paulchen. „Zu Hause gibt es immer Semmeln zum Essen“, ließ Karlchen einfließen. „Euer Dienstmädchen ist aber häßlich; unseres hat eine weiße Mütze“, erwähnte Paulchen treffend. Mit solchem kindlichen Gepolter füllten sie die Pausen, die uns ihre Unterhaltung ließ. Die von Stolz geblähte Mutter bewies, daß Paulchen schon selbst schneiden könne, wobei er Sauce und Fleisch auf dem Tisch herumstreute. Allmählich gelangte ich in jenen Zustand, den ein Bratapfel kurz vor dem Platzen einnimmt, denn ich durfte nichts sagen, weil meine Frau mich über dem Tische mit strengen Blicken bannte und unter ihm meine Schienbeine mit ihrem Stiefelabsatz bearbeitete, so oft ich wie ein Karpfen nach einem Wort schnappen wollte.

Zum Nachtisch gab es Pflaumen. Nachdem wir erfahren hatten, daß es rücksichtslos sei, Kernobst zu reichen, wenn kleine Kinder am Tisch saßen, nahm die Mutter die Gelegenheit wahr, ihre Jungens ins wahre Licht zu setzen.

Karlchen mußte die Pflaumen zählen, was er mit mehr Eifer als Richtigkeit tat und dabei tadelnd auf einige faule aufmerksam machte, und Paulchen wurde angewiesen, das Lied zu singen von der Pflaume, die am Baume saß und ein großes Loch hatte. „Das macht er nämlich so furchtbar komisch.“ Ich konnte der stolzen Mutter nicht beipflichten, und durch den Erfolg angeregt, schloß das Mittagessen mit einem Gesangswettstreit der beiden Herren, indem jeder ein Lied für sich brüllte und den anderen zu überschreien suchte. Auf diese Weise lernten wir die neuesten Gassenhauer kennen, und ich bewunderte die frühe reife unserer Jugend.

Diese Lieder bildeten den Refrain der nächsten Tage. Sie gingen auch vorbei. Unsere Wohnung sah aus, wie wenn ein Heuschreckenschwarm über eine Wase gefegt hätte. Dem Sofa war der Bauch aufgeschlitzt, denn ich hatte Paulchen zur Süßheute einen blanken Pfennig geschenkt, und er, das Sitzmöbel mit einer Sparbüchse verwechselt, zwischen die Polster schob und nun unter allen Umständen wieder haben mußte. Die Türen zeigten die Spuren schmutziger Hände und Füße, an den Decken hingen kleine schwärzliche Beutchen, die sterbenden Reste einiger Lichtballons, die Mutti als Zugabe bekommen und die den Händen der Knaben entwischt waren.

An den Fensterscheiben klebten erschlagene Fliegen, ein Blumentopf war mit ausgespuckten Pflaumenkernen fast voll verziert. Der Goldfisch saß im Bauer auf der Stange und trällerte, während der Harzer Roller in seinem Glaskorb nach Almeiseneiern tauchte.

Ich legte mich erschöpft auf die Chaiselongue, faltete die Zeitung auseinander, die unter der geschickten Hand der Mutter sich in einen Dreimaster verwandelt hatte, und sagte zu meiner Frau:

„Wenn wir einmal Kinder haben sollten, so brauchen sie keine Helden zu werden. Ich werde sie weder zur Sparsamkeit erziehen, noch zu naturwissenschaftlichen Studien, musikalische Neigungen werde ich im Keime ersticken und sie nach dem Beispiel des alten Goethe bilden. Der wird einst bei Freunden zu Tisch geladen. Als er auf die trefflichen Gaben des kleinen Sohnes aufmerksam gemacht werden sollte, erhob dieser seine Stimme und verdächtigte einen Freund, Ulrichs Karl, einer ebenso unästhetischen wie niedrigen Handlungsweise. Goethe besah Mannes genug, um hierüber nicht lächelnd hinwegzusehen, er schloß sich in seiner ganzen olympischen Größe, wies nach der Tür und sagte: „Hinaus, Verräter!“



Der Franzl und der Wisent.

Erzählung von Georg Lebach.

Der Franzl war Stallknecht gewesen im Freizeithaus einer Almwirtschaft in den bayerischen Alpen.

Sein größter Stolz war, daß er allein dort den riesigen Preisochsen zu versorgen hatte, der 26 Zentner wog und bei allen Ausstellungen preisgekrönt wurde und weit und breit als Sehenswürdigkeit bekannt war. Die Nachkommenschaft dieses überaus wertvollen Zuchtbullens ging in die Hundstunde.

Er besaß seiner Größe entsprechend, eine ungeheure Stärke und war von einer solchen Wildheit, daß kein Fremder es wagen durfte, ihm zu nahe zu kommen. Er erst einmal in Wut geraten, dann gab es keine Gnade mehr für ihn.

Nur der Franzl verstand mit ihm umzugehen. Wenn er doch mal unruhig, so brauchte er nur zu ihm zu gehen, „Geh Wechsele, sei stad.“ Sofort war das Tier friedlich.

Natürlich wollten alle Besucher der Alm den Preisochsen sehen; ohne Franzl durfte aber keiner in den Stall. Manch schönes Trinkgeld brachte ihm dies ein, das er

gleich in schäumendes Bier umsetzte. Der „Milli“ konnte er keinen Geschmack abgewinnen, trotzdem er, wie er sich ausdrückte, den ganzen Tag mit dō Rindviecher umandlief.

Durch den Krieg wurde auch Franzl aus seinem beschaulichen Dasein gerissen. Er war glücklich, als er zu den „Bumfern“, wie er die Fußartilleristen nannte, angesetzt wurde. „Dōs viele Laufen und Budeln bei der Infanterie hāt mi nimmer g'freut“, meinte er treuherzig.

Die Strapazen des Feldzuges konnten ihm nichts anhaben, sein stählerner, abgehärteter Körper ertrug alles mit Leichtigkeit. Fanden sie in der Nacht kein Unterkommen, so schlief er auf dem Proßkassen oder auf der bloßen Erde ebenso gut.

Natürlich hatte er allen Kameraden längst von seinen Preisochsen erzählt, und er vergaß auch nicht dabei, seinen Mut und wie er mit dem gefährlichen Tier umzugehen verstände, ins rechte Licht zu setzen.

Als die Truppen des Prinzen Leopold durch den Bjalowiska-Forst zogen, war auch Franzl dabei. Da gab es schwere Arbeit. Die Mannschaften mußten tüchtig in die Speichen fassen, damit die armen Pferde überhaupt vom Fleck kamen. Weit waren sie mit ihren schweren Häubtzen noch nicht gekommen, da mußten sie Halt machen und abwarten, bis die Armierungssoldaten einen einigermaßen lehrbaren Weg durch den Urwald geschlagen hatten.

Sie wurden zum Apell befohlen und ihnen erklärt, daß in diesem Forst zahlreiche Wisente hausten. Es seien dies sehr seltene Tiere, die überdies auszusterben drohten, daher sei es streng verboten, auf sie zu schießen. Sie sollten sich vor ihnen in Acht nehmen, denn sie seien sehr wild und böseartig.

Franzls Freund, der Schorschl, fragte nachher: „Geh Franzl, was is denn jetzt dōs, a Wisent?“

„A Ochs is 's halt, a Rindviech.“

„Moanst, daß die wirkli so g'fährlich san?“

„I glaub scho. Aber fürchten tu i mi net, schlimmer als mei Preisochs können's aa net sein, und mit dem bin alleweil noch fertig worden. Weißt, Schorschl, i hätt mei Leben gern oans von dō Viacher g'sehn. Morgen in der Früh schleich i mi hoamlich weg. Aber du tußt mi net verraten gell?“

Richtig, am anderen Morgen machte sich Franzl trotz der ersten Abmahnungen seines Freundes auf den Weg. Sein kundiges Auge hatte bald eine Spur entdeckt. Es war ein herrlicher Morgen. Der Urwald entzündete ihn, es war so wie „dahoam“, nur die Berge fehlten. Er schritt leicht aus. Plötzlich kam er an eine Lichtung, eine größere Wiese tat sich vor ihm auf.

Er traute kaum seinen Augen. Weidete da nicht eine kleine Kinder? Wenn jetzt eine schmutze Sennerin auf ihn zugekommen wäre, hätte sich Franzl garnicht gewundert, höchst erinnerte ihn dies Bild an friedliche Tage in der Heimat. Vor Freude stieß er einen lauten Juchzer aus.

Doch, was war das? Aus der Herde löste sich ein kleiner Bulle und stürzte mit wütendem Gebrüll auf ihn zu.

„Jesses Marand“, murmelte Franzl, bleich geworden, er sah hin, „jetzt hast verspielt.“

Er lief zurück, was er konnte. Er stolperte über die Wurzeln, ein paar Mal purzelte er hin. Das Tier kam ihm dicht auf den Fersen, fast hatte es ihn eingeholt, als Franzl in seiner Verzweiflung auf eine hohe Tanne kletterte mit einer Geschwindigkeit, die er sich selbst zugetraut hatte, hinauf. Seine Hufe und sein Ruck waren arg zerrissen, aber was macht dies, er war in Sicherheit.

Doch der Wisent gab seine Beute so leichten Kaufs nicht auf, er rannte gegen die Tanne an und schlug seine Hufe in den Stamm, daß Rinde und Holz nur so spritzten.

„Dōs Teufels-Viach laßt mi net mal hier oben mei Leben“, rief er ingrimmig und bebte innerlich, daß der Baum nicht standhalten würde. „Wann i nur mei Stutzen hätt, mei liabs Viecherl da tät i dir scho die Freud gibst, Gibst jetzt bald a Ruach, du Malefiz-Rader, du Schandl, du sakrisches?“

Doch schimpfen und fluchen nützte nichts, der Wisent unermüdlich seine Hörner in den Stamm und säbelte

Splitter auf Splitter davon herunter. Mit der Zeit mußte es ihm so gelingen, den Baum zu Fall zu bringen, und dann war es um den armen Franzl geschehen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Er machte sich auf sein letztes Stündlein gefaßt.

Doch vorher wollte er dem Wisent noch eins auswichen. Er zog einen seiner schweren eisenbeschlagenen Langschäftigen aus und warf ihn dem rasenden Tier gerade auf den Kopf. So gut hatte er gezielt, daß er es gerade auf seine empfindlichste Stelle, die Nase, traf. Der Wisent brüllte vor Schmerz, stürzte sich aber mit verdoppelter Wut auf den Baum.

„Dōs hat g'essen, gell? Wart nur, i hab noch so a Trümpferl.“ Damit schleuderte er seinen zweiten Stiefel herab, der ebenfalls sein Ziel nicht verfehlte.

„Da, hast dōs aa noch!“ In seiner Wut warf er ihm seine geliebte Schmalzlerdose an den Kopf. Diese sprang auf und schüttete dem Tiere den heißenden Tabak in die Augen und in die schon so übel zugerichtete Nase. Das war selbst für einen Wisent zuviel. Prustend und brüllend trollte er sich davon.

Franzl schickte ein inbrünstiges Dankgebet zum Himmel. Eine ganze Weile blieb er aber noch in seiner lustigen Höhe. Dann kletterte er vorsichtig herunter zog geschwind seine Stiefel an und lief aus Leibeskräften, bis er atemlos bei seinen Kameraden ankam. Sie empfingen ihn mit Halloh. „Pf, seid's stad“, rief er ihnen zu, „daß der Herr Wachtmeister nig merken tut.“

Grinsend hörten sie sich sein Erlebnis an, halfen ihm aber dann getreulich, seine sehr mitgenommenen Sachen in Ordnung zu bringen. Wenn er jedoch später mal wieder von seinem Preisochsen erzählen wollte und sich rühmte, wie er mit diesem gefährlichen Tier umzugehen verstände, dann erinnerten sie ihn nur an sein Abenteuer im Bjalowiska-Forst.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Sprachweisheit.

Es bleibt der letzte und allgemeinste Mahstab für den Wert eines Menschen, ob er auch der Andacht fähig ist, ob er seine Gedanken vom Staub des Werktags losmachen und eine Feiertagsstille in sich erzeugen und würdig genießen kann.

Paul Heyse.

Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.

Goethe.

Der Dohn ist nur dann berechtigt, wenn er dem edlen Born eines überlegenen Geistes entspringt.

O. v. Treitschke.

Geträufel.

Am Familientisch im Herrgottsied sitzt ein Weib, jung und rüstig. Vor ihr liegt ein schmales Papierblättchen, das sie immer wieder vornimmt und liest. Es ist schon gänzlich durchnäht von ihren Tränen. Mit der einen Hand hält sie das inhaltsschwere Blatt, mit der anderen schaukelt sie leicht die Wiege, in der das rosigste Kleinstkind liegt. Die anderen beiden größeren Kinder, der Sepp und das Mareile, sind lange schon im Bett. Sie baten immer: „Tu nit weinen, Mutterle, tu nit weinen!“ Da, die lieben Kinder, wie gut, daß sie nicht fassen können, was über ihr friedliches Kinderparadies herein-gebrochen ist! Sie verstehen noch nicht, was das Blättchen meldet, daß sie von nun ab Waisen sind, daß sie keinen Vater mehr haben, der so hingehend für sie forate, der sie so sehr liebte! Und sie, wie wird sie einsam und verlassen dastehen, als Witwe! O lieber Gott, wie schwer schmerzen deine Heim-suchungen! Sie beugt sich wieder über das Blättchen und liest es zum so und sovieltmal. Es fließt wie ein milder Trost in ihr wundtes Herz. Ein Kamerad ihres Vaters, der

mit ihm aus dem gleichen Dorfe stammt, hat es geschrieben. Wie schwer er verwundet worden sei bei einem Gefechte. Daß ihn die Kameraden unter Lebensgefahr in sichere Deckung gebracht hätten, daß er eines so rührenden, christlich-erbaulichen Todes gestorben sei. Es steht da wörtlich, daß er immer sagte: „O liebste Herrgottle, verzeihe mir meine Fehler und Sünden!“ Daß er Grüße an seine Lieben zu Hause zu entrichten bat und daß er mit dem leisen Säbchen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ als letztes Wort auf den Lippen, verschieden sei. Das junge Weib verbirgt ihr Gesicht in den Händen, ihre Brust wird durch das Uebermaß des Schmerzes erschüttert. Dann, ruhiger geworden, wirft sie sich auf die Knie nieder vor dem eisenumrankten Kreuze und will ihr Inneres sammeln zu einem stammelnden Gebete. Sie empfiehlt sich und ihre teureren Kinderlein der Gnade und Erbarmung des Ewigen, opfert ihr inneres Weh zur Ehre seines göttlichen Willens auf und erhebt sich mit dem Ausspruch, der den Lebensabschluß ihres Mannes bildete, aus dem sie Trost und Stärkung schöpft für immer: „Gelobt sei Jesus Christus!“

Papi, mi au möge!

Ein bayerischer Landwehrmann kehrt nach fast zwölfmonatiger Abwesenheit auf Urlaub zurück. Darüber großer Jubel im ländlichen Hause. Das Büblein ist nicht mehr wegzubringen von ihm. Wenn er auf dem alten Kanapee sitzt, macht es sich stets sofort an seine Seite und umhast ihn trotz des struppigen Stachelbarts. Er streichelt ihn und schmeichelt ihm und sagt ein fürs anderemal: „O Papale, weil d' nur wieder da bist!“ Und den anderen Duden gegenüber redet er voll Stolz von seinem Vater. Er hat das beste Gewehr, den schönsten Säbel und den schwersten Tornister. Der Vater ist für ihn eine Welt. Anders sein kleines Schwesterlein mit zwei Jahren. Sie fürchtet den Vater. Wie sie auch gleich in den Winkel flüchtete, als der behartete, verstaubte, graue große Mann mit dem strenglächelnden Angesicht und den sonnengebräunten Wangen in die Stube trat. Gar noch, als er die widerstrebende Kleine ans Herz drückte und ihr einen Kuß mit dem Stachelbarte geben wollte. Sie hielt sich furchtsam immer an die Mamma. Doch als sie sah, wie ihr Bräuderlein mit dem fremden Manne vertraut tat und immer näher an seine Seite rückte und wie der letztere seine Liebkosungen erwiderte, da wurde sie eifersüchtig und versuchte zu schmollen. Scheinbar unbeachtet gelassen, birschte sie sich immer näher heran, erstletterte bald das alte Kanapee und harrie verlangend auch nach den Liebkosungen des härtigen Feldgrauen, der jetzt bei ihr schon viel an seiner Furchtbarkeit verloren. Endlich als er ihr einmal mit Fingerschnalzen entgegenkam, überwand sie ihre Zurückhaltung endgültig, ihr ganzes Verzeihen flammte auf und sie hing sich an seinen Hals, wie das Bräuderlein und stammelte bittend: „Papi, mi au möge!“

Ein erfolgreicher Fliegerkampf.

Die Flugzeuge, in ihrer Form meisterhaft den Vögeln nachgebildet, gleichen auch in ihrer Kampfsart solchen, etwa Sperbern, edlen Raubvögeln, wenn zwei von ihnen sich in der Luft begegnen. Alle Eigenarten und Künste des Vogelkampfes haben sich die Flieger anzueignen versucht und in unermüdlichen Übungen ausgebildet. Diese Zweikämpfe, hoch über dem großen Schlachtfeld, seinen Mauthurksarbeiten und Pulverdampf, in reiner Atmosphäre, wo jeder nur auf seine persönlichen Kräfte und Künste angewiesen, haben in ihrer Schönheit und Mitterlichkeit etwas von dem Edelsinn und Romantisch-alten Zeiten in diesen Krieg der Massen und Maschinen hinübergerettet. Solch eigenartigen Kampf sahen wir am Abend des 7. Septembers im Bereich unserer Armeegruppe. Ein deutsches Flugzeug, das seine Erkundungsfahrt beendet und während des Tages schon verschiedene Luftgefechte überstanden, wurde auf seinem Heimweg noch von einem französischen Doppeldecker, einem gerüsteten Kampfflugzeug, angefallen, im Augenblick, als es die französische Front passieren wollte. In einer Höhe von 1000 Meter kam der Franzose auf ihn zu, und mit Maschinengewehrfeuer wurde der Kampf von beiden Seiten aufgenommen. Die Abwehrgeschüsse mußten schweigen, da es unmöglich wurde, den Feind zu beschießen, ohne den eigenen Flieger zu gefährden, nur mit Blicken und Wünschen konnten die Truppen Anteil an dem Kampfe in den Lüften nehmen. Die fliegenden Vögel näherten und entfernten sich voneinander in geschickten Kurven, dem gegenseitigen Maschinengewehrfeuer ausweichend, und durch spiralförmiges Aufwärtssteigen suchte jeder den anderen zu überfliegen, um von oben herab den wirkungsvollsten Angriff zu unternehmen. Nach längerem Manövrieren, das die glänzende Beherrschung der Kämpfer in dieser eigenartigen Waffe zeigte, gelang es dem Deutschen, den Vorteil zu gewinnen und den Gegner zu über-

fliegen. Als er sich über ihm befand, stürzte er sich im plötzlichen Gleitflug auf ihn, und sein Maschinengewehr knatterte. Der Franzose begann zu schwanzen, bald rechts, bald links zu kippen, ein weißes Wölkchen wurde unmittelbar über ihn sichtbar; plötzlich zerbarst der Apparat und stürzte senkrecht in die Tiefe. Er fiel bereits im Bereich der deutschen Linien in Boden. Der Apparat war vollkommen zersplittert, der Chronometer aber bis zuletzt in Gang geblieben. Bei Untersuchung der Trümmer und der Leichen stellte sich heraus, daß der Führer des Flugzeuges der Artilleriekapitän Salter gewesen, den ein Schuß in die Brust getödtet hatte. Der Begleiter war Leutnant Le Galle. Ein Schuß in den Benzinbehälter hatte diesen anscheinend zur Explosion und das Flugzeug in Fall gebracht. Bei den Papieren der Offiziere fand sich unter anderem auch eine Geldsumme von 4500 Fr., welche ihren Familien zurückerstattet werden. Die Sieger, die vor den Augen beider Armeen sich als Meister des Fluggefechtes gezeigt, waren Gefreiter Duw als Flugzeugführer und Oberleutnant Krank als Beobachter, der das Maschinengewehr handhabte. (Champagne-Kriegszeitung.)



Luftige Ecke.

Ein Droschkentritscher stand vor Gericht, er hatte einen Grund zu Tod gefahren. „Haben Sie verstanden?“ fragte der Richter nach Verkündung des Urteils. „Sie sind zu zehn Mark Geldbuße oder zwei Tagen Haft verurteilt. Sie wählen!“ Der Kutscher traute sich den Kopf, dann sprach er äßgernd: „Wenn i scho' d' Auswahl hab', Herr Amtsrichter, na geb'n S' mir halt de zehn Mark — i kanns grad brauchen.“

Ein Bauer, der sah, wie sein Nachbar im Sonntagshaus das Haus verließ, fragte: „Na wo aus denn, Steffen?“ „In die Stadt; ich hab' einen Prozeß mit dem Fiskus,“ war die Antwort. „Was?“ rief da der Erste, „lebt der garstige Herr auch noch? Mit dem hat mein Großvater schon einmal einen Prozeß gehabt!“

Ein feiner Herr fragt einstmals einen Tiroler Bauern: „Aber Mann, Euer Schweinestall ist doch gleich neben der Scheune! Ist denn das gesund?“ „O,“ erwidert ihm der Bauer: „s' ischt ma deont koa Sau no nit verredt!“

Ein Kreis gelehrter Herren hielt ein feistliches Gelage, bei nichts zu tadeln war als der Wein, der aus wälderreichen Kelter stammte. Gleichwohl aber rief munter ein gelehrter Professor: „Der Wein ist gut“ auf lateinisch: „Vinum bonum.“ Die das hörten, erschrafen fast, nicht wegen des zu Unrecht gelobten miserablen Weins, sondern wegen des miserablen Lateins. Später aber kam besserer Wein auf die Tafel. „Siehe, nun rief der Professor von neuem, aber richtig: „Vinum bonum!“ Und schmunzelnd fügte er bei: „Wie der Wein so's Latein.“

Zwei Münchener weisen auf der Leipziger Messe die treffliche Geschäfte gemacht, trinken sie abends immer eins, bis eins zu viel war. Als sie nun in tiefster Nacht ihr Stübchen aufsuchten, das im Gasthaus dicht unter Dach liegt, verwechselten sie in ihrem trunkenen Zustand das Stockwerk. Polternd dringen sie in ein fremdes Gemach. Jemand schlief aber eine furchtame, ältere Jungfrau. Sie meinte, wie die beiden so ungetüm eindringen, nichts anderes als Räuber und Mordbrenner zu sehen, die ihr an die Kehle wollen. Voll Furcht springt sie darum sogleich aus dem Bett und sinkt zitternd vor den beiden ins Knie, wobei sie dem einen schließt: „Ach liebe Herren, ich bitte tausendmal um Verzeihung, laßt mich doch leben!“ — „Was leben?“ sprach da der andere Trunkene zum andern. „Was sagst du, Kamerad, sollen wir sie leben lassen?“ „Warum sollen wir sie nicht leben lassen, meinte der andere gutmütig. Und beide gröhsten: „Sie lebe hoch, sie lebe hoch, sie lebe dreimal hoch!“

's Moidei von Birkenhofa kommt zum Photographen Schliers. Machen mecht sie si lassen, für ihren Schatz. „Loist, der j' Minka bei die schwarzen Reiter is.“ „No mecht as dann na, Moidei, dah ma's macha das Photograph.“ „Mecht ebba a „Brustbild“ oder a „Aniaalbild?“ „'s Moidei steckt an Kopf nei' redt a Weil und b'innit si' a Weil. Und wie sie si' b'innit hat, da mecht esell war mir halt recht, wenn des gang; dah der Schatz no mit auf das Bildl femma tät!“